



---

# Die Welt und wir

---

Politik im Anthropozän

---

Jedediah Purdy

---

edition suhrkamp

---

SV

SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp



Jedediah Purdy  
*Die Welt und wir*  
Politik im Anthropozän

Aus dem Amerikanischen von Frank Jakubzik

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe dieses Buches erschien 2019 unter dem Titel *This Land Is Our Land. The Struggle for a New Commonwealth* bei Princeton University Press (Princeton).

Erste Auflage 2020

edition suhrkamp

Sonderdruck

Deutsche Erstausgabe

© Jedediah Purdy 2019

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-07638-5

# Inhalt

Vorwort	
Homeland	
Auf der Suche nach einem neuen Commonwealth	7
1 Dieses Land ist unser Land . . . . .	28
2 Abrechnungen . . . . .	55
3 Wie man sein Land verliert . . . . .	80
4 Die Welt, die wir geschaffen haben . . . . .	101
5 Der lange Weg der Umweltgerechtigkeits- bewegung . . . . .	125
Ausblick	
Der Wert des Lebens . . . . .	162
Nachwort zur deutschen Ausgabe . . . . .	172
Dank . . . . .	179
Anmerkungen . . . . .	181



## Vorwort Homeland

### Auf der Suche nach einem neuen Commonwealth

In den vergangenen fünfundzwanzig Jahren hat sich das Wort »homeland«, Heimat, das kaum ein Amerikaner in den Mund zu nehmen pflegte, zu einer alles beherrschenden Parole gemausert: nämlich in der Formel »homeland security« (Heimatschutz), die zugleich eine obsessive Idee und ein monströses Bundesministerium bezeichnet, das mit Hilfe zahlreicher ihm unterstellter Behörden die Grenzen überwacht, den Präsidenten beschützt und im Fall von Naturkatastrophen eingreift (beziehungsweise wegsieht). Der Begriff »homeland« suggeriert einen Ort inniger Eintracht, dem unser aller Leben entspringt, etwas zutiefst Vertrautes oder zumindest das, was Robert Frost ein Zuhause nannte: die Stätte, an der dir, klopfst du nur an, aufgetan wird.<sup>1</sup> Nichts dergleichen haben wir heute. Die Parole »homeland« steht für eine Ära der Spaltungen, in der einen alles Mögliche zum Außenseiter machen kann, der Wohnort, die Kleidung, die eigenen Ängste – deren Auslöser oft genug die eigenen Landsleute sind. Und einige von uns haben sehr viel mehr zu befürchten als andere. Da ich diese Sätze schreibe, ist es gerade zehn Tage her, dass Beamte des United States Immigration and Customs Enforcement (ICE), einer dem Department of Homeland Security unterstehenden Polizei- und Zollbehörde, Samuel Oliver-Bruno verhaftet haben, einen seit zwanzig



Jahren in Durham (North Carolina) lebenden Familienvater ohne amerikanische Staatsangehörigkeit, der die Kirche, in der er seit fast zwölf Monaten Asyl genoss, in Begleitung eines Geistlichen verlassen hatte, um eine Verlängerung seiner Duldung zu beantragen. Freunde von mir – ich habe bis zum Winter 2018/19 fünfzehn Jahre lang in Durham gelebt und an der Duke University unterrichtet – wurden verhaftet, weil sie das ICE-Fahrzeug, in dem Oliver-Bruno weggebracht wurde, mit friedlichen Mitteln aufzuhalten versuchten. Da ich dies schreibe, bereiten sie sich auf ihren Prozess vor und Oliver-Bruno wartet in Atlanta auf seine Abschiebung.<sup>2</sup> Das ist der Preis für den »Schutz« der »Heimat«. Dieses Land hält uns beieinander und auseinander, in tiefer Verunsicherung.

In diesem Buch möchte ich zeigen, dass der amerikanische Boden die Menschen, die auf ihm leben, schon immer beieinander- und auseinandergehalten hat und dass die Abgrenzungen nach außen und die Verwerfungen im Inneren der »Heimat« in Zusammenhang stehen. Die Geschichte dieses Landes begann mit einer Landnahme welthistorischen Ausmaßes und einem ebenso welthistorischen Experiment republikanischer Selbstbestimmung. Die Unabhängigkeitserklärung setzt ihre aufrührerischen Ansprüche auf die Gleichheit »aller Menschen« und zugleich auf das Recht der Kolonisten, ihre Siedlungen über die Allegheny Front in den Appalachen hin auszudehnen, die die britische Krone 1763 als Grenze gegen französische und indigene Gebietsansprüche festgelegt hatte. George Washington und Henry David Thoreau waren

in vielen Dingen nicht derselben Meinung – aber beide sind Landvermesser gewesen. Der Boden war der *common wealth*, der gemeinsame Reichtum, der das Leben von Präsidenten und Dissidenten in einem Land bestimmte, das seine Unabhängigkeit seinem größten Bodenspekulanten verdankte.

Doch auch wenn sich die Bundesstaaten Massachusetts und Virginia bis heute offiziell »Commonwealth« nennen, ist aus dem gemeinsamen Reichtum nie ein dem Gemeinwohl verpflichtetes Gemeinwesen entstanden. Stattdessen führten die Grundbesitzverhältnisse immer neue Grenzbeziehungen herbei. Dass sie den indigenen Bewohnern das Land wegnahmen, »rechtfertigten« die Kolonisten durch unbeirrtes Beharren auf dem Axiom, Eigentum an einem Terrain könne nur der erwerben, der es – wie die Siedler beziehungsweise Farmer – adäquat bearbeite. Ihr Besitzanspruch beruhte auf Äxten, Pflügen und Vermessungslinien. Von Anfang an mündeten durch Spekulationskapital angeheizte Ansprüche auf neu erschlossenes Grenzland in gewaltige Booms und Pleitewellen, was im Grunde bis heute so geblieben ist. In seinem im Jahr 1800 eröffneten Testament verfügte George Washington über mehr als zweiundfünfzigtausend Morgen Land. Und zweihundertundsechzehn Jahre später bestimmte eine Minderheit der amerikanischen Wähler einen Immobilienentwickler zum Tribun dieses weiten Landes.

Das Land ist schon immer die Gemeinsamkeit gewesen, die uns voneinander trennt. Grundbesitz verleiht den einen Macht über andere, das galt für die damaligen Landpächter in der Gegend um Durham ebenso wie für die

heutigen Arbeitsmigranten in den Geflügelfarmen und Mastschweinanlagen im östlichen North Carolina. Eigentum ist die Grundlage für Kredite, mit denen man seinen Besitz noch erheblich ausweiten kann (man spricht zu Recht von der »Hebelwirkung« des Kredits als einer archimedischen Kraft, mit der sich die Welt aus den Angeln heben lässt); wer hingegen nichts besitzt, muss seine Haut zu Markte tragen. Das Land teilt uns in jene, die eigenen Grund und Boden besitzen, jene, denen der Grund und Boden gehört, auf dem andere leben – wie die Unternehmen, in deren »Händen« appalachische Kohlevorkommen wie nordkarolinische Schweinemastanlagen »liegen« (obwohl solche immateriellen Körperschaften natürlich andere für sich zupacken lassen müssen) –, und jene, denen nichts anderes übrig bleibt, als sich diesen Großgrundbesitzern als Tagelöhner anzudienen.

Trotz der sehr ungleich verteilten Möglichkeiten gibt es hier keineswegs nur Feindschaft und Entfremdung. Es ist nur menschlich, einen Ort zu lieben, an den man in irgendeiner Art und Weise gebunden ist, und trotz aller Einengung ein gewisses Maß an Freiheit und Stolz zu empfinden. Aus Familienerzählungen weiß ich, dass der Großvater meiner Frau, der sein Leben lang Bergmann und Gewerkschafter war (und, als die Minen niemanden mehr einstellen wollten, auch Totengräber wurde – er wusste eben, wie man ein Loch in den Boden macht), sich sogar sehr gerne unter Tage aufhielt, weil er die Dunkelheit liebte, die Kälte und Enge der Mine, bis die Staublungge ihn seiner Arbeitskraft beraubte. Es ist nur menschlich, die Sache zu lieben, die einen auf lange Sicht umbringt,

und in Eintracht mit ihr zu leben. Heimat ist das Land, in das man sich tief genug eingegraben hat. Doch unser Heimatland ist nie ein Commonwealth gewesen.

Das Wort »wealth«, Wohlstand, Vermögen, hat mittelenglische Wurzeln, die »well-being« oder »wellness« bedeuten, einen Zustand der Zufriedenheit und des Glücks, der auch mit »health« zusammenhängt. Erst im späten Mittelalter nahm »wealth« seine heutige Bedeutung an und bezeichnete materiellen Reichtum. »Common« wiederum stammt von einem französischen Wort, das »gemeinsam« bedeutet. Dieser egalitäre Gedanke erregte natürlich den Zorn der Aristokraten, weshalb »common« auch niedrig, gemein, unkultiviert, derb und so weiter bedeutet. So bezeichnete Walter Raleigh, der Höfling und unersättliche Kolonisator, der Übersiedler nicht nur in North Carolina, dessen Hauptstadt nach ihm benannt ist, sondern auch in Ulster und Virginia anpflanzte, den Commonwealth verächtlich als eine »Entartung [...], eine Herrschaft der großen Masse des niedrigen und ärmeren Typs, ohne Respekt vor den anderen Rängen«.<sup>3</sup> John Locke hingegen verstand darunter »jede unabhängige Gemeinschaft«,<sup>4</sup> ein Gemeinwesen, das sich, ob als Monarchie, Demokratie oder in einer anderen Staatsform, selbst verwaltete. Es gibt aber auch noch eine ältere Bedeutung von Commonwealth, die sich mit »Wohl der Allgemeinheit« oder kürzer »Gemeinwohl« wiedergeben lässt: Wohlstand, der unter allen aufgeteilt wird, an dem alle teilhaben können.

Das sind wohlklingende Worte – mich zumindest sprechen sie an. Doch was genau bedeuten sie? Man könn-

te mit den Dingen anfangen, die die Vereinigten Staaten ihren Bewohnern oder zumindest denen, die ohne Einschränkung als Mitglieder der Gemeinschaft angesehen wurden, immer wieder versprochen und zuweilen auch geboten haben: einen fairen Anteil an der Welt, die Würdigung ihrer Arbeit oder der Bedingungen, die ihnen Arbeit unmöglich machen, ihre Respektierung durch Vertreter von Staat und Justiz, die Möglichkeit, sich ohne Furcht und Scham in der Öffentlichkeit zu bewegen, und die Sicherheit, nicht alleingelassen zu werden, wenn man verletzt oder krank ist. Das entspricht einer Idealvorstellung von Freiheit im Alltag, im Beruf und in der Freizeit, die achtbar, erfreulich, schön und erstrebenswert erscheint. Schon mit diesen wenigen Worten sind die wesentlichen Elemente eines »gemeinen Wohls« skizziert, das eine Gemeinschaft ihren Mitgliedern anbieten oder vorenthalten kann. Je weiter sie es ausdehnt, desto mehr eignet sie sich die Grundeigenschaft eines Commonwealths an: eine Gleichheit, die über die Freiheit hinausgeht, sich in einer hyperkompetitiven Wirtschaft auf der Verliererseite wiederfinden zu dürfen.

Das Ideal eines Commonwealths geht aber noch darüber hinaus. So könnte sich ein solches Gemeinwesen durch eine Wirtschaft auszeichnen, in der niemand seinen Lebensunterhalt mit der Entwürdigung und Ausbeutung anderer beziehungsweise des Landes beziehungsweise der weiteren Lebenswelt verdient. In einem solchen Gemeinwesen würden das Gedeihen aller und das Gedeihen von allem das Gedeihen des Einzelnen erhalten. Das Leben wäre bis auf den Grund von Gegenseitigkeit und Gleich-

heit durchdrungen. Die Freiheit dieser Gemeinschaft hieße nicht: frei sein von der Verantwortung für die Folgen meines Handelns. Sie hieße nicht: frei sein vom Angewiesensein auf andere oder von der Verantwortung für meinen Nächsten. Es wäre die Freiheit, die Ergebnisse meines Tuns gutheißen zu können und meine Verantwortung für und mein Angewiesensein auf andere ohne Gram und Ressentiment anzuerkennen.

Die Vereinigten Staaten sind so weit davon entfernt, ein solches Gemeinwesen zu sein, dass schon der Versuch, darüber nachzudenken, sinnlos erscheinen mag. Doch zumindest jenen Bewohnern des Landes, die als »echte Amerikaner« galten, haben politische Wortführer und Propheten immer wieder verschiedene Formen eines solchen Commonwealths versprochen. Beispielsweise Abraham Lincoln mit dem 1859 vor der Wisconsin State Agricultural Society geäußerten Anspruch, in einer Demokratie solle niemand einer entwürdigenden Arbeit nachgehen müssen und jeder die Möglichkeit haben, sich seiner Hände *und* seines Kopfs zu bedienen.<sup>5</sup> (Warum sonst, fragte er, haben wir beides?) Oder mit der Idee eines von den Eigentümern der Arbeitskraft zu bildenden »kooperativen Commonwealths«,<sup>6</sup> den Teile der frühen Arbeiterbewegung anstrebten. Ein Gemeinwesen versprach auch Lyndon B. Johnson, als er 1964 für den Aufbau einer »Great Society« warb, »in der die Sinnhaftigkeit unseres Lebens den wunderbaren Produkten unserer Arbeit entspricht« und die Wirtschaft »nicht nur die körperlichen Bedürfnisse und die Erfordernisse des Kommerzes befriedigt, sondern auch die Sehnsucht nach Schönheit und den Hunger

nach Gemeinschaft stillt«. <sup>7</sup> Dasselbe Versprechen enthielt die radikale Vision, der Martin Luther Kings Kampfgenosse Bayard Rustin im selben Jahr Ausdruck verlieh, als er zu einer zweiten Welle der Bürgerrechtsbewegung aufrief und »staatliche Bauaufträge und Bildungsmaßnahmen, eine nationale Wirtschaftsplanung, Bundeshilfe für Familien und attraktive Sozialwohnungen« forderte – mit anderen Worten: die »Sicherheit des Wohlstands«. <sup>8</sup>

Dieser amerikanische Commonwealth ist immer wieder durch Spaltungen und Ausbeutung verhindert worden – durch Rassismus, durch groteske Vorstellungen von den Geschlechterrollen, durch subtile und offene Gewaltausübung von Eigentümern und Bossen, zumeist durch alles zusammen. Man hat jede Menge politische, emotionale, juristische und imaginative Energien in die Schaffung einer Klasse gesteckt, deren Mitglieder angeblich für miese Jobs gemacht sind. Und ebenso viel in die Bereitstellung mieser Jobs, die die sie Ausübenden deformieren. Vor diesem historischen Hintergrund – der von den Schweinemastfarmen über die Kohlereviere bis in die Hochburgen der Arbeitslosigkeit bis heute lebendig ist und bis heute tötet – mag die Vorstellung eines amerikanischen Gemeinwesens durch und durch müßig erscheinen, als ein Märchen für jene, die in dem von Ta-Nehisi Coates aufgespießten »Traum [...] aus schmucken Häusern mit hübschen Vorgärten« leben, in einer scheuklappengestützten Phantasie der USA als sorgenfreiem Heim. <sup>9</sup>

Schließlich entfaltete sich die Geschichte dieses weiten Landes in den zurückliegenden fünfhundert Jahren zum einen aus blanken Phantasien, zum anderen aus einer rück-

haltlosen, nicht selten inhumanen und destruktiven Wohlstandsgewinnung. »Das Land gehörte uns schon, bevor wir in das Land gehörten« – die Zeile aus »The Gift Outright«, die der greise Robert Frost bei der Feier zur Amtseinführung John F. Kennedys spontan rezitierte (da er seine für den Anlass geschriebenen augusteischen Knittelverse im grellen Sonnenlicht des Wintertags nicht vom Blatt ablesen konnte), macht ob ihrer Triftigkeit frösteln. Der dominante amerikanische Anspruch lautete immer, dass die Völker, die dort seit Jahrtausenden lebten, dieses Land nur durch Zufall besessen hätten, während es aus grundsätzlichen Erwägungen tatsächlich den Siedlern gehöre. Die fremden weißen Siedler beanspruchten das Land für sich.

Zunächst aus dem auf diese Weise erworbenen Grund und Boden, dann aus der Arbeit von Menschen, die versklavt worden waren, wurden enorme Mengen an Wohlstand geschöpft. Manche Staaten des Südens räumten einem Siedler für jeden versklavten Menschen, den er dort unterzubringen versprach, Anspruch auf zusätzliches Ackerland ein. Die Plantagen des »Deep South«, der südöstlichen Staaten der USA, wurden, wie der Historiker Sven Beckert konstatiert, durch einen »Kriegskapitalismus« aufgebaut:<sup>10</sup> Zur Rodung der Wälder und Trockenlegung der Sümpfe rekrutierte man die Versklavten, entriss sie ihren Angehörigen und brachte sie in weit entfernten Lagern unter, in denen eine hohe Sterblichkeit herrschte. Die verschiedenen Formen einer Gewalt, die weiße, schwarze und braune Körper nach den konkreten Abstraktionen der Ethnie und Kaste modelliert, sind auch dem Land eingeschrieben: in der regionalen Verteilung



der Menschen, den Eigentumsverhältnissen und hinsichtlich der Frage, welche Menschengruppen sich schon nach ein paar Generationen einbilden können, einen »ursprünglichen« Anspruch auf das Land zu haben oder gar mit dessen eigenen »Wünschen« in Einklang zu stehen.

Nach der Eroberung des Westens kam das Redlining, die Abgrenzung von Gebieten nach der ethnischen Zugehörigkeit der Einwohnerschaft. Noch vor kurzer Zeit hätte man die aktuelle Demographie einer Stadt wie Durham mühelos an den achtzig Jahre alten Aufzeichnungen zur sozialen Wohneigentumsförderung während des New Deal ablesen können. (Dass dies heute nicht mehr so ist, liegt an einer Gentrifizierungswelle, in der der vermeintlich »farbenblinde« Markt dafür gesorgt hat, dass die einkommensschwächeren schwarzen und lateinamerikanischen Bewohner beinahe ebenso systematisch – lediglich mit etwas feineren Abstufungen und erweiterten Einspruchsmöglichkeiten – von weißen, wohlhabenderen Bewohnern verdrängt wurden wie einst während der Zeit rassistischer Segregation.) Die von der Geschichte bevorzugten Viertel lassen sich von höher gelegenen Aussichtspunkten ohne weiteres ausmachen, weil man die Straßen dort vor achtzig Jahren mit Weiden-Eichen bepflanzt und die »weißen« Boulevards mit einem grünen Baldachin beschattet hat, der an der alten Grenze zwischen den ethnischen Gruppen jäh endet – und die Geschichte der rassistischen Segregation um einen ökologischen Aspekt erweitert.

Es geht hier um ein materielles Problem mit ökologischem Antlitz. Beim Median der amerikanischen Haus-

halte steht das eigene Haus für zwei Drittel des Eigenkapitals. Im Jahr 2015 besaßen siebzig Prozent der weißen, aber nur vierzig Prozent der schwarzen Amerikaner ein Haus. Das Vermögen eines durchschnittlichen weißen Haushalts ist sieben Mal so groß wie das eines durchschnittlichen schwarzen Haushalts, das des Medians der weißen Haushalte über elf Mal so groß. Das Land und der Wohlstand, der mit ihm seinen Anfang nahm, sind noch immer von der Vergangenheit geprägt. Die Kluft zwischen weißem und schwarzem Wohlstand entsprang der Verfügung über Grund und Boden und entspringt ihr bis jetzt. Das Land vergisst nicht.

Aber was wissen wir noch von unserem Land? Jeder politische Kampf um Grund und Boden ist auch ein Kampf um Erinnerung und Vergessen. Mit dem Vergessen graben sich die herrschenden Verhältnisse in das Land selbst ein, als wären sie ein Teil der Natur.

\*\*\*

Man kann ein Territorium auf viele Weisen für sich beanspruchen – mit Gewalt oder mit Vorstellungskraft, mit Hilfe der Kartographie oder mit Erzählungen. Die Siedler verwandelten die indigenen Amerikaner in einen Rohstoff für ihre Erzählungen, in eine vielseitig verwendbare Chiffre, die ihnen zu glauben half, dass sie tatsächlich »in das Land gehörten«, das sie erobert hatten. Noch bevor Meriwether Lewis und William Clark 1804 die Weiten Nordamerikas im Auftrag Präsident Jeffersons geographisch zu erfassen begannen und die »schönen« und »er-

haben« Schauplätze des Westens, die späteren heiligen Orte der amerikanischen Landschaft, mit ästhetischer Präzision dokumentierten, bereitete der Dichter Philip Freneau, ein Propagandist Jeffersons, in seinem Poem »The Indian Burying Ground«\* der langen literarischen Tradition des pittoresken Wilden den Weg:

By midnight moons, o'er moistening dews;  
In habit for the chase arrayed,  
The hunter still the deer pursues,  
The hunter and the deer, a shade!

And long shall timorous fancy see  
The painted chief, and pointed spear,  
And Reason's self shall bow the knee  
To shadows and delusions here.

Freneau veröffentlichte diese Zeilen in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, noch vor der Ratifizierung der amerikanischen Verfassung und mehr als hundert Jahre vor dem Massaker der US-Army an den Lakota in Wounded Knee. Wenn es stimmt, dass weiße Siedler Gewinn aus dem Boden schlugen, bevor sie eine Vorstellung davon entwickelten, inwiefern sie überhaupt dorthin gehörten – wie die prosaische Lesart des Verses von Frost

\* Freneau schildert in insgesamt zehn Strophen, wie die amerikanischen Ureinwohner, die »ancients of this land«, sich angeblich vorstellten, nach ihrem Ableben traumwandlerisch durch die Landschaft zu ziehen, mit ihren Freunden zusammensitzen, fröhliche Feste zu feiern, auf die Jagd zu gehen usf. (Anmerkung des Übersetzers).

nahelegt –, dann kehrten sie diese Reihenfolge in ihren Gedichten und ihrer Imagination um: Bereits ein Jahrhundert vor Abschluss der Eroberung sogen sie den Rohstoff ihrer Mythologie und Nostalgie aus der indigenen Bevölkerung. Selbst während der aufeinander folgenden zunehmend asymmetrischen Grenzkriege um den Besitz des nordamerikanischen Kontinents produzierten die Neuankömmlinge Nostalgie und Romantizismus. Und die Gründung der Boy Scouts 1910 beruhte auf der Vorstellung, dass aus jungen Männern tugendhafte Amerikaner würden, wenn sie der strengen Disziplin und der Naturerfahrung der »kleinen Wilden« nacheiferten, von denen Mitgründer Ernest Thompson Seton so überaus liebevoll sprach. Auch heute noch hängen selbst so kluge Autoren wie Wendell Berry der Vorstellung an, die ersten Bewohner des Kontinents hätten in Harmonie mit einer »jungfräulichen Welt« gelebt, und machen sie damit zu einer moralischen und imaginativen Ressource für die Ökologie der Gegenwart.<sup>11</sup>

Der vorliegende Text ist kein moralisches Lehrstück. Ich will keine Moralpredigt halten. Ich will eine irdische Geschichte erzählen und zeigen, wie die Welt, die wir kennen, so wurde, wie sie ist, um die moralischen Erzählungen, die man diesem Land aufgepfropft hat, zugleich zu erhellen und zu widerlegen. Eine Geschichte über die Bedingungen, unter denen man sich das Land angeeignet und dabei den Wohlstand so ungleich, so wenig am Gemeinwohl orientiert verteilt hat.

Diese Vergangenheit lastet schwer auf der Idee eines amerikanischen Commonwealths. An ihr ist abzulesen,